

KLAUS
MODICK

Keyserlings
Geheimnis

Roman

Kiepenheuer
& Witsch

Die Arbeit des Autors am vorliegenden Buch wurde
vom Deutschen Literaturfonds e. V. gefördert.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © Nadejda Tchijova / 123RF (Lotusblume);

© Alex Belomlinsky / istockimages (Lilie)

Autorenfoto: © Isolde Ohlbaum

Vorsatz: © akg-images

Gesetzt aus der Minion und der Gotham
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-05156-8

Indem er die lindgrüne Seidenschleife über dem blütenweißen Stehkragen bindet und die silberne Krawattennadel mit dem Saphirkopf einsteckt, lässt sich ein Blick in den Spiegel nicht vermeiden. Unter rau gewelltem rötlichbrünettem Haar und klarer Stirn stehen wässrig blaue Augen leicht vor, als müssten sie dem, was sie wahrnehmen, entgegenkommen, doch wegen ihrer milchigen Trübung scheinen sie zugleich nach innen gerichtet. Tiefe Höhlungen im bleichen Gesicht, die Wangenknochen kantig. Auf der darübergespannten gelben, faltigen Pergamenthaut zeigen sich scharf umgrenzte rostrote Flecken, durch Talkumpuder eher betont als kaschiert. Ein strohblonder, an den Spitzen aufgezwirbelter Schnurrbart und ein Kinnbärtchen rahmen schmollend geschürzte Lippen, deren Rot sich von der Blässe der Haut befremdlich abhebt, so dass sie wie geschminkt wirken.

Manchmal fragt er sich, wer eigentlich dieser Untote ist, der ihm da im Spiegel ins Auge blickt und hinter dem seine wahre Person immer unsichtbarer zu werden scheint. Zugegeben – das, was Frauen einen schönen Mann nennen, ist er nie gewesen, doch kam er sich so lange einigermaßen passabel vor, bis die Symptome zu wüten begannen. Im Gegensatz zur Tuberkulose, die als mondän und geradezu vornehm gilt, nur Aussterben könnte noch vornehmer sein, ist seine Krankheit eine Peinlichkeit, der grobe Nachweis moralischen Fehlverhaltens, das man taktvoll mit Schweigen ignoriert. Ihm aber ist seine Krankheit wie

aufdringliche, schlechte Gesellschaft, ein ungebetener, gespenstischer Gast, der sich Macht über das Dasein seines Opfers, dessen Fühlen und Denken erschleicht. Weil dies Gespenst Lebensgefährte des Ichs werden will, flüchtet sich das Ich in Fantasien und Träume. Doch das Gespenst will auch dort eindringen, um alles hässlich, schmutzig und schmerzhaft zu machen. Und das Ich zieht sich immer weiter zurück in Kammern und Winkel, Gärten und Parks vergangener Tage, wo die Träume friedlich und klar und die Bilder der Erinnerung jung, hell und gesund sind. Aber vielleicht muss er den Spiegel bald nicht mehr fürchten, weil die Krankheit inzwischen auch seine Sehkraft schwächt, *zusehends* schwächt, denkt er und blinzelt dem schlottrigen Don Quixote im Spiegel melancholisch zu.

Vor einem Monat ist er sechsundvierzig Jahre alt geworden. Der vorzeitige Verfall macht ihn zu einer pittoresken Ruine, zur Inkarnation des zerfallenden Adels in den baufälligen Schlössern und Herrenhäusern seiner baltischen Heimat. So wenig er seiner Krankheit entfliehen kann, so wenig kann er seiner Epoche entkommen, doch lässt sich immerhin mit ein wenig nachlässiger Eleganz und kultiviertem Geschmack den größten Anmaßungen ihres Banausentums ausweichen. Er streicht die zerknitterten Schöße des chamoisfarbenen Leinenanzugs glatt und rückt das farblich mit der Krawattenschleife abgestimmte Einstecktuch zurecht. So mag es gehen: Kein Adonis, aber ein Graf, Dandy und Dichter, der sich seiner eigenen Unzeitgemäßheit bewusst und deshalb auch seiner Wirkung auf andere gewiss ist, der seinen Habitus verinnerlicht hat, *par cœur*, wie der Franzose sagt. Und niemand weiß besser als er, dass solches Selbstbewusstsein rein äußerlich ist. Intelligente Menschen hegen stets Zweifel an sich. Stil zu haben bedeutet eben auch, Skepsis gegenüber seiner Her-

kunft und seiner Person zu pflegen, mit der eigenen Wenigkeit ironisch umzugehen. Nur Idioten sind von sich selbst überzeugt.

»Edchen?« Zwischen Geschirrgeklapper ein halblauter Ruf durch die angelehnte Küchentür. Die Stimme seiner Schwester Henriette.

»Mhh ---?«

»Gehst du aus?« Die Stimme seiner Schwester Elise.

»Mhh, mhh.«

»Denk an das, was der Doktor gesagt hat.« Henriette jetzt.

»Ja, ja.« Der Arzt, denkt er, hat gesagt, dass die Nebenwirkungen der Quecksilbertherapie leider unvermeidlich seien. Aber das meinen seine Schwestern natürlich nicht.

Und wieder Elise: »Dass du dich mit dem Wermut zurückhalten sollst.«

»Ja doch.« Wenn nicht Wermut, sondern Portwein sein Lieblingsgetränk wäre, hätte der Doktor natürlich vom Portwein abgeraten.

Er zieht den Spazierstock aus dem Schirmständer neben dem Garderobenspiegel. Den Stock hat sein Vater ihm damals zum Abitur geschenkt. Auf dem Ebenholzschaft sitzt ein geschwungener massiver Silbergriff, auf dem sich, umgeben von Lotosblüten, eine unbekleidete Jugendstil-Nymphe rekelt.

Das sei der Handharem des Flaneurs, hat sein Vater lächelnd gesagt und dabei ein Auge zugekniffen.

Er klemmt sich den Spazierstock unter den linken Arm. »Mein Anzugchen ist verkrubbelt«, ruft er in Richtung Küchentür. »Müsste mal wieder geplättet werden.«

»Wie sollen wir ihn denn plätten, Edchen?«, ruft Henriette zurück.

»Solange du ihn anhast«, ergänzt Elise.

Er öffnet die Wohnungstür, murmelt »Ah so, nu ja, mh mh ---«, und lässt sie hinter sich ins Schloss fallen.

Durchs Treppenhausfenster fällt Sonne, glänzt auf dem Messing des Namenschilds. **Keyserling**. Die verschnörkelte Fraktur missfällt ihm. So alt ist er doch noch gar nicht.

Der Sonnendunst eines Juninachmittags schimmert über der Stadt. Ein Himmel von blauer Seide, durch den weiße Schäfchenwolken flanieren und sich in den Atelierfenstern der Dachgeschosse spiegeln. Lässiges, hastloses Schlendern auf den Trottoirs, vorbei an Kunst- und Buchhandlungen, Damen- und Herrenausstattern, Antiquitätenläden, Cafés und Wirtshäusern. Eile, Erwerbiger gar, spielen hier keine Rolle. Maler in von Farbklecksen dekorativ gesprenkelten Samtkitteln, die ihre Mieten schon mal mit Aquarellen beglichen. Erbschaften verzehrende, dem Schlendrian huldigende Lebenskünstler. Modelle der Kunstakademie und andere Mädchen mit unbedenklichen Sitten, die das Leben und die Liebe unbefangen nehmen und geben. Spinnerte Stifter schräger Religionen. Feuilletonisten mit lyrischen Ambitionen und Verbalanarchisten mit christlichem Sendungsbewusstsein. Genialische Musiker. Eifernde Lebensreformer, hagere Vegetarier und braun gebrannte Sonnenanbeter. Kosmogonische Erotiker und entlaufene, von Bildhauern, Dichtern oder verführerisch philosophierenden Sexualethikern umschwärmte höhere Töchter. Wild Gelockte, adrett Gescheitelte. Männer mit langen, zu Zöpfen gebundenen Haaren, Frauen mit männlichen Kurzhaarfrisuren. Samtkappen und breitkrepelige Strohhüte, Schotten- und Basenmützen, Jägerhüte mit Gamsbartschmuck, Hüte mit Blüten und Spitzen, mit Federn von Paradiesvögeln und afrikanischen Straußen. Einig ist man sich nur darin, dass

jeder seine Aufmachung selbst bestimmt, geleitet von Eitelkeit, von Bequemlichkeit und manchmal sogar von Stilgefühl. Jede ist sich selbst die Schönste, jeder ist sich selbst der Größte. Ihren Auftritt, ihren Habitus und ihre Kleidung abweichend von der Norm so zu ziselieren, dass etwas Eigenes zu erkennen ist, lassen sich einige so viel Nachdenken kosten, dass darüber schon mancher Roman scheiterte, manch ein Bild ungemalt und die eine oder andere Symphonie unvollendet geblieben ist.

Keyserlings bedächtige, leicht schlurfende Schritte, synkopiert vom Takt des Spazierstocks auf dem Pflaster, harmonieren mit dem gelassenen Rhythmus, der das Schwabinger Lebensgefühl bestimmt. Er nickt vergnügt vor sich hin, fühlt sich wieder einmal in seiner Entscheidung bestätigt, hier seinen Wohnsitz genommen zu haben. Während der Italienreise vor zwei Jahren kamen ihm auch Florenz, Venedig oder Rom verlockend vor. Aber in Venedig müffelten die Kanäle allzu sehr nach Verfall, und Verfall kennt er schon zur Genüge. In Rom war es ihm zu heiß, und nachts zerstachen ihn Millionen Mücken. Und in Florenz hat ihm ein Dieb die Börse aus der Tasche gezogen. *Bella Italia*, schön und gut, aber München ist ihm gemäßer. Er schreibt ja Deutsch. Seine Romane und Geschichten brauchen deutsche Leser, seine Stücke deutsches Theater und Publikum.

Und Schwabing, diese Hauptstadt des Schlawinertums, passt ihm wie ein maßgeschneiderter Anzug. Schnell hat er Anschluss gefunden. Ein waschechter baltischer Graf und russischer Staatsbürger, der eines Tages wie aus dem Nichts auftaucht! Dazu ein veritabler Poet, dessen Drama *Ein Frühlingsopfer* im vergangenen Jahr auch in München für einiges Aufsehen gesorgt hat. Dass er lieber ein Leben im Geistesadel der Bohemiens und Schlawiner führt, statt seine Güter und Schlösser in Kurland zu verwalten, setzt

allem die Krone auf und macht ihn zu einer stillen Attraktion. Märchenhaft reich ist er zwar nicht, aber lieber bescheiden und vornehm als einer der eitlen Parvenüs, die sich in den Cafés der Boheme anbietern, indem sie sich noch karnevalesker kostümieren als die Maler und Dichter. Er hat es nicht nötig, sich als Künstler zu verkleiden – er inszeniert sich nicht. Ihm reicht es, ein höflicher, stilbewusster, geistreicher Mensch zu sein. Man sucht seine Nähe. Wem er das Du anbietet, fühlt sich geadelt.

Zwei seiner Schwestern führen ihm den Haushalt und engagieren sich ansonsten für die Missionierung der Heiden in den Kolonien. Doch über seine Vergangenheit weiß man wenig. In der *Bodega* hat er einmal eine allzu neugierige Schauspielerin mit den Worten abblitzen lassen, ein anständiger Mensch behalte neun Zehntel von dem, was er erlebt habe, was ihm durch den Kopf gehe oder ins Herz greife, für sich. Weil man ja schließlich niemanden langweilen oder verletzen wolle. Diese elegante Diskretion ist auch eine Diskretion in eigener Sache. Könnte sie nicht auf Abgründe hindeuten, auf Fehlritte, auf Peinlichkeiten, auf Verschwiegenes und Skandalöses? Es kursieren allerlei Gerüchte.

Seine Contenance ist mit Witz gewürzt. Im *Café Stefanie* hat ihn erst neulich der junge Sezessionsmaler Albert Weisgerber angesprochen: »Ach, Herr Graf, ich würde Sie zu gern porträtieren. Sie haben solch eine blödsinnig noble Haut, ganz wie zerknittertes Papier.«

»Nu, nu, Jungchen«, hat er da schmunzelnd geantwortet, »dann malen Sie doch lieber gleich die *Münchner Neuesten Nachrichten* von vorgestern.«

Er öffnet die Schwingtür zum *Salon Georg Loibl – Herrenfriseur und Barbier*, und die Türschelle begrüßt ihn, ta-ta-

ta-taaa, mit den ersten vier Tönen von Beethovens Fünfter. Es riecht nach Eau de Cologne, nach frisch gewaschenen Leinenmänteln und Handtüchern, durchzogen von zartem Zigarettenrauch *Sultan flor – Cigarettes des Princesses égyptiennes*.

Herr Georg Loibl, Träger einer künstlerisch wallenden, dezent aufgetupierten Haarkreation, die manche für eine Perücke halten, wieselt höchstpersönlich auf ihn zu, vollführt einen etwas zu tiefen Bückling. »Grüß Gott, der Herr Graf. Das Übliche?«

»Natürlich. Und lassen Sie doch endlich mal den Graf beiseite.«

»Sehr wohl, Herr Graf.«

Loibl komplimentiert ihn zum Frisiersessel vor einem Kristallspiegel, bindet ihm eine Krepppapierkrause um den Hals, wirft mit genialischer Geste den blütenweißen Umhang um seinen Oberkörper. Nun, denkt Keyserling, sieht er endgültig aus wie eine aufgewärmte Leiche. Loibl schlägt mit dem Pinsel in einer Porzellanschale Seifenschaum und sieht ihn dabei im Spiegel fragend an, als wartete er auf sein Stichwort.

Keyserling weiß, was Loibl hören will, und nickt. »Nur zu, Maestro, walten Sie Ihres Amtes.«

Loibl liebt es nämlich, als Maestro tituiert zu werden. Und solange der Herr Graf den Loibl Maestro nennt, solange wird der Loibl den Herrn nicht vom Grafen trennen.

Er legt den Kopf in den Nacken, als Loibl ihm nun die Wangen einseift, das Rasiermesser über den Riemen streicht und mit sicherer, fast zärtlicher Hand über die Haut zieht. Im Spiegel schießt er zum Kassentresen mit den Parfüms, Kämmen, Tinkturen, Bürsten, Pomaden, Wässerchen. Hier sitzt sonst immer dies entzückend

junge, blond gelockte Mädchen, aber heute ist ihr Stuhl leer. Manchmal hat er sie heimlich und entsagungsvoll im Spiegel gemustert und dabei albern-kitschige Dinge gedacht wie etwa: »Dich wird wohl bald ein schneidiger Leutnant verführen, du Wunderschöne. Oder ein Fürst.« Einmal hat sie seinen Blick aufgefangen, hat ihn ertappt und den Blick so erwidert, als wollte sie sagen: »Sieh mich nicht so an, du armer hässlicher Alter. Vor mir liegt das Leben, das Leben und die Liebe. Weil ich schön bin. Weil ich jung bin. Weißt du das nicht?«

Er weiß es. Sein Freund Max Halbe, mit dem er sich nachher treffen wird, hat vor einigen Jahren ein Stück geschrieben, das ihm viel Ruhm und noch mehr Geld einbrachte. Ein Geniestreich mit dem unverschämt schlaun Titel *Jugend*. Warum Jugend so ein großes Thema ist? Weil jeder sie kennt. Und weil sie vergeht. Weil es nicht von Dauer ist, könnte auch Glück so ein Thema sein – nur dass, leider, nicht jeder das Glück kennt.

Loibl tupft ihm die Schaumreste aus dem Gesicht, klopft ihm sanft Rasierwasser auf Wangen und Hals.

»Sagen Sie mal, Maestro, wo ist denn die süße Mamsell abgeblieben, die da hinterm Tresen residierte? War ja 'ne wahre Zierde des Hauses.«

»Die Resi? Die hat geheiratet.«

»Ach was?«

»Ja, den Schorsch, den Sohn vom Huber, vom Metzgermeister ---«

Wie schade, denkt er, sagt aber nur: »Ach!«

Und so dreht Maestro Loibl heute höchstpersönlich die Kassenkurbel, bedankt sich tief dienernd fürs großzügig aufgerundete Entgelt. »Servus, Herr Graf!«

Ta-ta-ta-taaa ---

Wenige Schritte weiter hält er vor dem Schaufenster der Buchhandlung Goltz, zieht den *Pince-nez* aus der Anzugtasche, klemmt ihn sich auf die Nase und betrachtet die Auslage. Wenn das so weitergeht, wird er bald eine Lupe brauchen. Der Augenarzt spricht zwar, dezent, wie er ist, nicht von schleichender Erblindung, vermeidet jedoch auch jede optimistische Prognose. Bedauerlicherweise sei das Nachlassen der Sehschärfe ein typisches Symptom der Krankheit, des Grundübels sozusagen, vielleicht auch eine Nebenwirkung des Quecksilbers.

Wem also gönnt der kluge Herr Goltz derzeit einen Platz in der Ehrenloge seines Schaufensters?

Götzen-Dämmerung, Jenseits von Gut und Böse. Kein Buchladen, der etwas auf sich hält, kann heutzutage auf Nietzsche verzichten. Vor einem Jahr ist der Philosoph gestorben, geistig umnachtet, wie man das so nennt. War ja ein Leidensgenosse. Hoffentlich endet er nicht selbst in solch radikaler Finsternis, erblindet und umnachtet.

Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*, sieh an. Davon hat sein Freund Peter Altenberg erzählt, als er neulich in München vorbeischaute. Er verstehe ja nichts von Psychologie, weil er nur ein kleiner Schreiberling sei, aber dieser Freud sei unbedingt beachtenswert.

Effi Briest. Das hätte er gern selbst geschrieben. Schade, dass er diesem Fontane nie persönlich begegnet ist. Mit dem hätte er sich verstanden. Daneben Paul Bourget. Oscar Wildes *Bildnis des Dorian Gray*, das Lieblingsbuch aller Ästheten und Urninge. *Niels Lyhne* von Jens Peter Jacobsen, das Lieblingsbuch aller Feinsinnig-Dekadenten – zum Leben zu schwach und zu wach zum Sterben.

Stapelweise Ibsen.

Der Teppich des Lebens, Gott, ja, Stefan George, der es mit der Dichterselbstdarstellung auf die Spitze treibt.

Im Fasching ist er als Dante aufgetreten, darunter tut er es nicht. Wie Dante sieht er aber gar nicht aus, sondern nur wie eine alte Tante, die wie Dante aussieht. Seine Berufsbekleidung besteht aus schwarzer hochgeschlossener Weste mit schwarzem Krawattentuch und dünner Halskette aus Silber, die in einer Westentasche endet. Das gehört zu Georges Weihe und Selbstfeier.

»Weihenstefan« hat ihn Franziska zu Reventlow deshalb genannt. Die spitzzüngige Gräfin, weder verwandt noch verschwägert mit den Keyserlings, gehört unter all den Betriebsnudeln, Wichtigtuern und Möchtegernkünstlern zu den Umtriebigen. Geschrieben hat sie so gut wie nichts, scheint aber über bemerkenswerte Talente anderer Natur zu verfügen, ist sie doch in ständig wechselnder Herrenbegleitung überall dabei und immer mittendrin. Keyserlings bescheidener Meinung nach gibt es gar nicht zu viele Künstler, sondern nur zu viele, die sich dafür halten, nicht zu viele Schriftsteller, nicht einmal in Schwabing, sondern nur zu viele Leute, die schreiben.

Im Schaufenster prangt natürlich auch *Das Schweigen im Walde*, zwei stattliche Leinenbände. Ludwig Ganghofer ist hierzulande der literarische Platzhirsch. Eigentlich ist dieser urbayerische Heimatdichter sehr sympathisch, ein ehrlicher, rechtschaffener Mensch und solider Erzähler, der jedoch zu oft in den Schmalztopf langt und zu tief ins Kitschglas schaut. Wenn man schon seine Herkunft und seine Heimat zum Thema macht, muss man die Sache kälter anpacken, distanzierter, ironischer. Keyserling hegt da durchaus ein paar Ideen. Je ferner ihm Kurland rückt, desto klarer prägen Motive, Stoffe und Themen sich aus, wie ja auch die Farben der Erinnerung umso heller zu leuchten scheinen, je trüber sein Augenlicht wird.

Er öffnet die Ladentür. Vor den Regalen und Verkaufsf-

tischen blättern ein paar Herren in Zeitschriften, einige Damen in Büchern. Wenn man sieht, was die Verlage heutzutage alles publizieren, muss einem angesichts dessen, was sie ablehnen, übel werden.

Herr Goltz, der Buchhändler, ein asketisch wirkender, schmaler Mensch mit hoher Denkerstirn, der Bücher nicht nur verkauft, sondern auch liest und dabei einen höchst kultivierten Geschmack beweist, eilt auf Keyserling zu und begrüßt ihn per Handschlag. Poeten, Romaniers, Dramatiker sind seine liebsten Kunden, auch wenn manche auf ihrem Eilmarsch in die Unsterblichkeit den Laden lediglich aufsuchen, um zu kontrollieren, ob die eigenen Werke sichtbar ausliegen. Und wenn sie feststellen, dass ihr jüngster Geniestreich nur als schmaler Rücken ins Regal gezwängt ist, ziehen sie, wenn niemand hinschaut, das Buch heraus und legen es neben die Stapel der Erfolgreichen. Goltz lässt sie schmunzelnd gewähren, weil die Anwesenheit armer Poeten zahlungskräftige Kundschaft anlockt.

Keyserling gehört allerdings zur seltenen Sorte von Dichtern, die sich Werke der Kollegen nicht nur von den Kollegen schenken lassen, sondern auch Bücher kaufen. Denn bei den geschenkten und höchstpersönlich zugeeigneten Werken handelt es sich leider nicht immer um solche, die man gern lesen würde. Bestellt hat er diesmal Herman Bangs Roman *Hoffnungslose Geschlechter*, weil ihn der Titel ansprach.

»Übrigens«, sagt Goltz, »hat sich vor einigen Tagen eine Dame nach einem Roman von Ihnen erkundigt. Wie Sie wissen, habe ich stets ein paar Exemplare von *Die dritte Stiege* auf Lager.« Das magere Gesicht des Herrn Goltz zieht sich kummervoll in die Länge. »Ein so schönes Buch, und kaum wird es nachgefragt. Leider, leider.«

»Nun wurde es ja offenbar doch einmal nachgefragt«, sagt Keyserling lächelnd.

»Ja, beziehungsweise nein«, stottert Goltz. »Die Kundin meinte nicht *Die dritte Stiege*, sondern einen anderen Roman, den Sie angeblich verfasst haben sollen. Den genauen Titel wusste sie nicht. *Rosarote Herzen* oder so ähnlich. Aber da habe ich natürlich gleich gesagt, das klinge doch sehr nach Dienstmädchenroman und Gartenlaube, und derlei Trivialitäten kämen dem Grafen Keyserling nie aus der Feder.«

Keyserling zögert einen Moment. Wenn sogar Goltz nichts von dem Buch weiß, dann muss es tatsächlich restlos vergessen sein. Eigentlich schade. So übel war es dann doch nicht.

»Der Roman heißt *Fräulein Rosa Herz*«, sagt er schließlich so leise zu Goltz, als vertraue er ihm ein Geheimnis an. »Eine Jugendsünde, wenn Sie so wollen. Habe ich zu meiner Wiener Zeit geschrieben. Erschienen 1887 bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig. Ist inzwischen aber derart gründlich vergriffen, wie's gründlicher gar nicht geht.«

»Da schau her«, staunt Goltz.

Und Keyserling lässt es damit bewenden. Dichtung, denkt er, ist eine schöne Sache, aber die Wahrheit, die schnöde Wirklichkeit, die den Roman damals anregte und an der er schließlich wieder zerschellte, erwies sich als weniger schön.

»Und was empfehlen Sie mir heute, lieber Herr Goltz?«

Der Buchhändler greift zu einem Band der Collection Fischer. Auf dem Umschlag ist eine lesende Dame abgebildet. Und der Preis von zwei Mark. *Der kleine Herr Friedemann*.

Keyserling zuckt mit den Schultern. »Thomas Mann? Sagt mir nichts.«

»Es handelt sich um den jüngeren Bruder von Heinrich Mann«, erklärt Goltz. »Sie wissen schon, *Im Schlaraffenland*.«

»Richtig, ja, köstlich. Ätzende Satire. Hat mich schärfstens amüsiert. Die Literaturkritik war natürlich eher negativ.«

Goltz winkt ab. »Die üble Laune«, sagt er, »ist die Mutter der Literaturkritik, das Lob ein Stiefkind.«

»Sehr wahr, lieber Goltz, leider, leider.« Keyserling nickt nachdenklich. »Manche Kritiker nehmen Bücher doch nur zur Hand, um sich zu ärgern. Da könnte man manchmal fast den Eindruck gewinnen, Kritik sei Besserwisserei derjenigen, denen es an Talent fehlt, über die Leistung derer, die Talent haben.«

»Auch das ist nur allzu wahr«, seufzt Goltz. »Doch sei dem, wie dem wolle, der kleine Bruder, dieser Thomas Mann, meine ich, hat durchaus Talent.«

»Na, wenn Sie's sagen, lieber Herr Goltz, riskier ich das mal. Die Debütrakete von heute erweist sich aber oft als der Rohrkrepieler von morgen, der neue helle Stern am Firmament der Literatur als bloße Schnuppe. Deswegen schrumpfen in den Literaturgeschichten ja auch nicht die ersten Kapitel, sondern immer die letzten. Aber für zwei Mark ---«

Dank des sensationellen Erfolgs seines Stücks *Jugend* ist Max Halbe aus den Niederungen mäßiger Bekanntheit schlagartig in den Olymp der Hochprominenz aufgestiegen. Unter den zahllosen Schwabinger Cliques und Zirkeln ist sein Stammtisch im *Café Leopold* zur allerersten Adresse avanciert. Künstler und Künstlerdarsteller, Schauspielerinnen und junge Damen, die gern welche wären oder so aussehen, als wären sie es, Musiker und Verleger – alle Welt inklusive Halbwelt suchen Anschluss an den Halbe-Kreis, den diejenigen, denen der Zutritt verwehrt bleibt, neidvoll als Kreis der Halbgaren bezeichnen.

Man tagt oft bis in die Morgenstunden in Tabakwolken und Bierdunst, schwelgt in Würsten, Haxen und Sauerkraut, redet, diskutiert, mit jedem Glas selbstvergessener und zugleich von sich selbst begeisterter. Der eine erzählt, was ihm wieder alles gelungen ist, von seinen Triumphen, der andere, warum es ihm wieder mal nicht gelungen ist, von seinen Krisen, der Dritte, wie er es gern gehabt hätte, von seinen Wünschen, der Vierte fantasiert von seinen sexuellen Sehnsüchten, der Fünfte prahlt mit seinen erotischen Eroberungen, der Sechste bejammert die x-te Enttäuschung seines Lebens. So reden sie miteinander und aneinander vorbei, fallen sich gegenseitig ins Wort, als wäre endlich der Moment gekommen, da genau dieses Wort ausgesprochen werden müsste.

Halbe ist von seiner Bedeutung so überzeugt und in sei-

nen Erfolg so verliebt, dass er immer langweiliger wird. Er zitiert sich am liebsten selbst, suhlt sich in seinen eigenen Worten wie in einem Dampfbad. Keyserling findet zwar Skeptiker und Zweifler grundsätzlich anregender, hält seinem Freund Halbe aber zugute, dass er sich zumindest nicht am Mummenschanz des Schlawinertums beteiligt. Im dreiteiligen Anzug, die massive Uhrkette über der Weste, auf der Nase den Kneifer und unter der Nase den gepflegten Schnauzbart, sieht Halbe eher wie ein Gymnasialprofessor aus, und zwar umso mehr, als er stets seine neuesten Manuskripte in einer korrekten Aktentasche mit sich herumträgt, um, gefragt oder ungefragt, jederzeit daraus vortragen zu können. Halbe ist ein Gemütsmensch, ein Vermittler, ist generös und jovial und ein wenig hölzern, versprüht keinen Humor, hat aber Sinn für den Humor anderer Leute und weiß deren Witz zu schätzen. Eigentlich, hat Keyserling sich einmal notiert, würde das Mäxchen ein besseres Publikum abgeben als einen Dichter.

Dennoch, vielleicht auch gerade deshalb, sind sie Freunde, und außerdem ist Keyserling in Halbes Frau Louise verliebt, ein ganz kleines bisschen natürlich nur, streng platonisch und ganz im Geheimen. Denn Louise ist nicht nur hübsch, jung und gesund, sondern auch erfreulich unkompliziert, nicht durch Tradition, Konvention und starres Reglement verzogen wie die adligen Fräuleins und Damen, deren Kreisen Keyserling entlaufen ist. Er glaubt zudem, dass gescheite, mutterwitzige Frauen wie Louise gut schreiben könnten, wenn sie einfach mutig drauflosschreiben würden, weshalb er ihr einmal einen in Leder gebundenen Blindband mit der goldgeprägten Titel-Inschrift *Tagebuch einer Realistin* geschenkt hat.

An diesem Abend hat Halbe nur seinen engsten Freundeskreis einbestellt, ausdrücklich nicht ins *Café Leopold*,

sondern in die *Dichtelei*, um dort, quasi als geheime Kommandosache, eine gemeinsame Sommerfrische zu verkünden. Zu Halbes besten Freunden zählen außer Keyserling der Verleger Korfiz Holm nebst Gattin Annie und der Maler Lovis Corinth, im Schlepptau seine neueste Errungenschaft: Charlotte Berend, Malschülerin und Muse, aktuelles Lieblingsmodell und künftige Ehefrau in Personalunion. Er nennt sie, merkwürdig genug, »das Petermannchen«.

Halbe und Holm, Keyserling und Corinth fühlen sich von ihrer gesellschaftlichen und regionalen Herkunft her verwandt, kommen sie doch alle aus östlichen Regionen. Halbes Familie besitzt ein Landgut bei Danzig, Corinth stammt von einem Gutshof in Ostpreußen und Holm, wie Keyserling Baltendeutscher, aus dem Rigaer Großbürgertum. Diese vier Männer verstehen sich nicht zuletzt deshalb so prächtig, weil sie eine gemeinsame Mundart sprechen. Wenn sie als Landsleute im freiwilligen bayerischen Exil zusammensitzen, werden Kinder zu Bambusen oder Ruscheldupsen, die Mädchen zu Marjellchen; aus dem Schwätzer wird das Blubbermaul, aus dem Geizhals der Gniefke. Nach der zweiten Flasche Wein werden noch die grandiosesten Begriffe niedlich, Masurens endlose Wälder schrumpfen zu Wäldchen, und sogar der Herrgott wird zu Gottchen diminuiert. Stets gibt es viel Gejuchze und Gejacher, wenn Mäxchen und Edchen, Korfizchen und Lovischen bis in die Morgendämmerung, die sie Uhlenflucht nennen, zechen und vertellcherken.

Die Runde sitzt bereits beisammen, als Keyserling in der *Dichtelei* eintrifft, die Freunde begrüßt, die Damen mit charmantem Handkuss, eine Geste, die er aus seinen Wiener Jahren mitgebracht hat. Er nimmt Platz und bestellt Whisky Soda, trinkt ihn schnell, schüttelt sich wie ange-

ekelt und bestellt gleich einen zweiten, was nicht nur gegen seine Gewohnheit, sondern fast schon gegen seine Natur ist, hält er sich doch üblicherweise an Wermut oder Rotwein. Er erntet entsprechend fragende Blicke und hochgezogene Augenbrauen.

»Mein Arzt behauptet«, sagt er fast entschuldigend, »dass ich Wermut und Wein nicht vertrage. Einen kleinen Whisky hat er mir aber gestattet.«

Holm schmunzelt. »Wenigstens ist dein Arzt kein Antialkoholiker.«

»Im Gegenteil. Der säuft ja selbst! Unbegreiflich, der Mensch. Nee, nee, nee, ausgerechnet Whisky. Da komm ich einfach nicht auf den Genuss. Schmeckt wie Odol! Nach dieser Selbstgeißelung hab ich mir was Besseres verdient.« Er winkt der Wirtin zu. »Kathi, bring mir einen Wermut! Kann ruhig schnell gehen.«

Gelächter in der Runde.

Nach dem ersten Schluck Wermut nickt er anerkennend. »Ja doch, da schmeckt man Italien! Wer will schon Schottland schmecken? Der Doktor mit seinem ewigen ungesund, ungesund. Lachhaft. Wer alles Ungesunde meiden will, kann das nur im Grab. Leben ist überhaupt ungesund, eine Krankheit zum Tode. Zum Wohl, ihr Lieben.«

Gelächter. So witzig, findet Keyserling, ist das gar nicht. Man stößt mit den Gläsern an, trinkt.

Charlotte Berend kichert vor sich hin und sieht Keyserling aus wunderbar großen dunklen Augen an. Augen, die ihn an eine andere erinnern. An Vroni. Damals, gleich am ersten Tag, als er in Wien ankam ---

»Drollig.« Charlotte Berend unterbricht die Erinnerung, bevor das Damals zu Bildern gerinnt. »Nichts für ungut, Herr Graf«, sie kichert immer noch, »aber ---«

»Sag einfach Eduard zu mir, Kindchen. Die Freunde

von Lovischen sind auch meine Freunde. Was ist denn so drollig?«

»Na ja, wie Sie ---«, gluckst sie, »ich meine den Dialekt. Wie das klingt. Wie Sie, also wie du das gesagt hast: ›Wer alles Unjesunde mäiden will, kann das nur im Jrabe. Läben is' ieberhaupt unjesund‹.«

So klingt er also?

»Den Dialekt«, sagt er, »musst du doch auch von Lovischen kennen.«

Sie schüttelt den Kopf. »So redet er nur, wenn er mit seinen Landsleuten zusammensitzt. Oder zu viel getrunken hat. Mit mir spricht er Hochdeutsch. Leider.«

Klingt er denn wirklich so? Keyserling wundert sich. Eine Opersängerin hat ihm irgendwann erzählt, sie habe sich furchtbar erschrocken, als sie zum ersten Mal ihre Stimme auf einer Grammophonplatte gehört habe. Drollig? So hört er sich an? Fremd wie der Blick in den Spiegel, in dem er sich nicht wiedererkennt.

Man plaudert, kichert, lästert und lacht, bestellt noch eine Runde, tauscht den neusten Klatsch aus, wer mit wem und warum die nicht mit dem und wie viel unverdienten Vorschuss dieser Dichter bekommt und welche horrenden Preise jetzt jener Maler erzielt.

»Was ist denn nun mit dem Haus am See?«, fragt zu bereits vorgerückter Stunde Lovis Corinth. »Soll das heute nicht verabredet werden?«

»Doch, doch«, nickt Max Halbe. »Aber ich warte noch auf Frank.«

»Ach was?« Keyserling staunt. »Der will mit dir zusammen Urlaub machen? Letzte Woche wollte er dich doch noch erschießen.«

Halbe zuckt mit den Schultern. »Ich glaube, er hat sich's anders überlegt.«

Frank Wedekind ist weder Balte noch Ostpreuße oder Masure, gehört jedoch zu Max Halbes engstem Kreis. Vielleicht ist er sogar sein bester Freund, weil er sich manchmal einbildet, zugleich sein ärgster Feind zu sein. Ihre Hassliebe besteht aus einem wild bewegten Hin und Her. Haben sie sich eben erst gegenseitig hemmungslos als Genies bewundert, bekämpfen sie sich am nächsten Tag umso erbitterter als Banausen und Scharlatane; haben sie sich neulich noch gemeinsam betrunken und innig vertragen, sind sie heute wild entschlossen, sich zu prügeln oder zu duellieren, und die Verehrung von gestern wird schon morgen in Verachtung umschlagen – und zur Erheiterung ganz Schwabings immer so weiter und immer so fort *ad infinitum*.

Da sich Wedekind als überzeugter Nachtmensch erst aus dem Bett zu erheben pflegt, wenn der Durchschnittsbohemien bereits überlegt, wo er den Aperitif einnehmen soll, wundert sich niemand über sein spätes Eintreffen, das stets einem Auftritt gleichkommt. Zur gelb karierten Pepitahose trägt er einen taillierten taubenblauen Biedermeierfrack, die Hände stecken in gelben Glacéhandschuhen. Ein Künstler? Auf dem Kopf balanciert er einen nagelneu glänzenden Zylinder, den er, als er an den Tisch herantritt, mit prunkvoller Geste zieht, schwenkt und dabei eine übertrieben tiefe Verbeugung vollführt. Ein Magier? Ein Mann der Manege. Vor nicht allzu langer Zeit ist er mit einem Zirkus durchs Land getingelt, und selbst seine Barttracht ist immer noch zirkusreif, besteht sie doch aus zwei üppig wuchernden, wiederum in je zwei Spitzen zulaufenden Koteletten, einem Schnurrbart und einem fast bis auf die Brust hängenden Ziegenbart.

Keyserling schmunzelt, wie sehr Wedekind sich wieder einmal selber gleicht. Wer sich derart pompös mit der Kunst einlässt, trägt keine Kleider mehr, sondern Ge-

wänder – im Falle Wedekinds sind es Kostüme. Die Spezies des Schlawiners hat sich in dieser Gestalt zu höchster Vollkommenheit entwickelt.

Wedekind nimmt Platz, wird mit einer Flasche Bordeaux als Zungenlöser versorgt und beginnt sogleich mit einer Variation seines Lieblingsthemas. Es lautet, bekannt zur Genüge: das Genie des Frank Wedekind. »Meiner Dichterarbeit«, rühmt er, »ist es ungemein zuträglich, wenn ich mich, auf der Chaiselongue liegend, schwelgerischen Tagträumen hingebe. Zum Beispiel habe ich mir vorhin vorgestellt ---«

»Frank, einen Moment bitte«, unterbricht ihn Louise Halbe, »wir wollten euch nämlich mitteilen, dass wir auch in diesem Sommer Karl Taneras Haus in Bernried gemietet haben. Und wir würden uns freuen, wenn ihr uns dort besuchen kommt.«

Keyserling, Corinth und die Holms danken erfreut, wenn auch nicht sonderlich überrascht für die Einladung. Ein paar Sommertage mit Freunden am Starnberger See wird man sich keinesfalls entgehen lassen. Darauf noch das eine oder andere Gläschen! Nur Wedekind stiert finstern schweigend in den Zigarren- und Zigarettenrauch, der als dichter werdende Wolke wie ein aufziehendes Gewitter über dem Tisch dräut.

»Was ist mit dir, Frank?«, hakt Halbe vorsichtig nach. »Bist du etwa nicht dabei?«

Wedekind scheint nachzudenken oder in tiefer Meditation, wenn nicht gar Inspiration versunken zu sein.

»Ich mag es vielleicht in Erwägung ziehen«, sagt er schließlich resignierend wie von weit her, aus Sphären, die nur seinem Genie zugänglich sind, »aber, wenn man mir verspricht, mich dort in meinen Ausführungen nicht so permanent unterbrechen zu wollen wie hier.«

»Na also«, sagt Louise Halbe energisch.

Und Lovis Corinth, in Sachen gekränkter Eitelkeit gleichfalls ein anerkannter Experte, fragt Wedekind verständnisvoll, was es denn mit dem Tagtraum auf sich habe, dem der Dichter vorhin auf seiner Chaiselongue nachgehängt hätte.

Wedekind räuspert sich bedeutungsvoll. »Eine geniale Eingebung. Stoff für ein ungeheures Drama, das davon ausgeht, dass ein Weib nur dort Weib sein kann, wo es nicht Ehefrau ist, insofern die Gattin der Dirne ebenso wenig verschwistert ist wie ---, ähm ---«

Wedekind hat offenbar den Faden verloren, greift zum Glas, trinkt.

»Hochinteressant, Frank«, sagt Keyserling gemütlich, »aber wie geht es weiter?«

»Die Handlung«, sagt Wedekind, der den Faden wiedergefunden oder vielleicht einfach einen anderen Faden aufgenommen hat, »die Handlung geht so: Eine Offizierswitwe hat drei Töchter, von denen die erste eine berühmte Künstlerin, die zweite Lehrerin, die dritte aber eine Dirne wird. Aus der Langeweile und starren Ordnung des Elternhauses flieht sie ins Freudenhaus. Sie versteht das Bordell als philanthropisches Unternehmen, das nicht nach Profit strebt, sondern eine Art sexuellen Sozialismus einführt, Dienstleistung an der Einsamkeit des Menschen.«

Des Menschen? Oder meint er: der Männer? Wedekinds sexual-revolutionärer Musenkuss trifft auf beredtes Schweigen. Keyserling steckt sich eine Zigarette an, nimmt einen Schluck Wermut, als müsse er sich für seine Frage stärken. Sie lautet: »Ist das alles?«

»Fürs Erste«, nickt Wedekind. »Den Rest denke ich mir morgen aus.«

»Wär's nicht viel fantastischer«, wirft Holm augenzwinkernd ein, »es wären sechs Töchter, die alle Lehrerinnen werden?«

»Herr Holm!« Wenn Wedekind einen seiner Duzfreunde als Herrn tituliert und ins Sie zurückfällt, liegt Stunk in der Luft. »Ich muss doch sehr bitten.«

»Na schön, meinetwegen auch sechs Huren. In Freudenhäusern kennst du dich sowieso besser aus als in Schulen.«

»Und wenn schon«, ruft Wedekind herausfordernd. »Was werfen Sie den Dirnen denn eigentlich vor, Herrrrr Holm?« Wedekind schnarrt das R im Herrn nun tief im Rachen. »Meinen Sie etwa, diese Mädchen hätten einen leichten Beruf?«

Die Luft wird dicker.

»Nein. Aber für Offizierstöchter könnte ich mir durchaus andere Beschäftigungen ausmalen.«

Es klingt wie ein Korrekturvorschlag des erfahrenen Lektors Holm, den die Runde mit Gelächter quittiert.

»Wenn ihr die Prostitution so sehr verachtet, warum schafft ihr sie dann nicht ab?«, heischt Wedekind.

»Wie das?«

»Zufällig weiß ich einen Weg«, erklärt Wedekind feierlich, »wie man die Prostitution sofort beseitigen und zugleich die soziale Frage lösen kann.«

»Ach, Frank, die moderne Gesellschaft ist doch schon dabei, die Prostitution mittels Promiskuität abzuschaffen«, sagt Keyserling. »Aber deine Methode würde uns natürlich auch alle brennend interessieren.«

»Man benötigt lediglich ein Gesetz«, verkündet Wedekind seine Heilslehre und verzieht dabei das Gesicht zu einer dramatischen Grimasse, was jedoch, wie jeder weiß, keine mimische Steigerung des Vortrags darstellt, sondern

seinem schlecht sitzenden Gebiss geschuldet ist. »Ein Gesetz, wonach jeder Ehemann seiner Frau für den legitimen ehelichen Verkehr einen angemessenen Betrag zu erstatten hat.«

Das Gelächter klingt nun schon etwas gezwungener. Wedekind erweist sich wieder einmal als der ewige Gymnasiast, vielleicht nicht dazu fähig, jede Dummheit zu denken, aber immer bereit, eine auszusprechen. Diese Beobachtung behält Keyserling jedoch für sich.

»Wäre in deinem Modell denn Ratenzahlung gestattet?«, erkundigt er sich stattdessen in der Hoffnung, der peinlich-abstrusen Idee eine Wendung ins Komische zu geben.

Doch der von seinem großen Plan hingerissene Sozial- und Sexualreformer hat kein Ohr für derart kleinliche Einwände, von Komik oder Ironie zu schweigen. »Wenn jeder Verkehr zu honorieren ist«, schwadroniert er unverdrossen weiter, »entfällt doch das Odium, das heutzutage arme Mädchen außerhalb der Gesellschaft stellt. Und auf die Honorare werden Steuern erhoben, mit der die soziale Not gemindert, ach was, abgeschafft wird.«

»Wie soll diese Steuer denn erfasst werden? Per Strichliste?«, erkundigt sich Corinth grinsend.

Das Gelächter klingt bereits wieder beschwingter.

»Man könnte ja auch«, schlägt Holm vor, »amtlich geeichte Taxameter, die auf Bewegung anspringen, an die Ehebetten montieren.«

Nun ist das Gelächter hemmungslos, weshalb Wedekinds Miene in Finsternis fällt. »Herrrr Holm!«, herrscht er Holm an und wirft mit kühnem Ruck das Kinn empor. »Nie wäre ein genialer Gedanke der Menschheitsgeschichte in die Tat umgesetzt worden, wenn bürokratische Bedenkenträger wie Sie das Sagen gehabt hätten.«

Wedekind ist immer nur dann witzig, wenn er seine Bonmots in Ruhe ausbrüten und theaterhaft präsentieren kann – sprungbereite Schlagfertigkeit, die eine Stichelei geistesgegenwärtig pariert oder abblitzen lässt, geht ihm völlig ab. Abrupt steht er auf und wirft giftige Blicke in die Runde. »Ich fürchte«, knurrt er und kämpft dabei mit seinem Gebiss, »dass ich in schlechte Gesellschaft geraten bin. Die Damen ---«, er deutet eine Verbeugung an, ignoriert die Herren, »empfehle mich. Adieu.«

Auch Keyserling erhebt sich. »Ich schließe mich an«, sagt er. »Frank und ich haben für eine Weile denselben Heimweg.« Dabei blinzelt er Max Halbe lächelnd zu, was so viel bedeutet wie »Ich werde ihn schon bändigen«.

Und so schwanken Wedekind und Keyserling rechtschaffen alkoholisiert die Türkenstraße entlang. Wedekind steht immer noch schwer unter Dampf.

»Der Corinth«, schnauft er, »ist kein guter Maler, hat aber immer die schönsten Weiber. Seine Neuerwerbung --- sensationell.«

Keyserling nickt. Charlotte Berend ist zweifellos eine Schönheit, apart und natürlich zugleich. Und ihre Augen erst. Wie sie ihn angeschaut hat.

»Gesagt hat sie aber wenig«, murmelt er.

»Die soll ja auch nichts sagen. Die soll sich nur vor ihm ausziehen. Dann malt er sie«, prustet Wedekind. »Und dann bringt er den eigentlichen Pinsel, seinen eigenen, ins Spiel.«

Keyserling schweigt. Ihm gilt es als Gebot der Höflichkeit, den Geschmack anderer zu tolerieren – jedenfalls dann, wenn dieser gut ist. Wedekinds Zote ist aber geschmacklos, und obwohl sie auf Corinth zielt, empfindet Keyserling diese Geschmacklosigkeit als eine Attacke auf

sich, als wüsste Wedekind etwas von seinen Wiener Jahren, von den süßen Mädeln, von Vroni ---

»Es will mir einfach nicht in den Kopf«, lamentiert Wedekind weiter, »warum ich mich so quälen muss, während euch alles immer so einfach in den Schoß fällt.«

»Wen meinst du mit ›euch‹? Wer sind denn ›wir‹?«

»Na wer schon? Ihr vier Ostlinge. Die Junkerclique. Angeführt vom Gutsherrn Halbe. Der Herrrr Holm. Casanova Corinth. Und du steckst mit denen unter einer Decke. Leider.« Ohne Rücksicht auf Logik lallt Wedekind sich weiter in Rage. »Alles, was ihr gemacht habt, habt ihr bei mir geklaut. Halbes *Jugend!* Dein *Frühlingsopfer!* Dreiste Plagiate sind das. Wenn ich euch mein *Frühlings Erwachen*, von dem ihr alle so begeistert wart, wenn ich euch das also nicht vorgelesen hätte, dann gäbe es euer dünnes Zeug doch gar nicht. Wo sich aufhört die Kultur, da beginnt sich der Masur.«

Sie haben inzwischen die Ainmillerstraße erreicht, in der Keyserlings Wohnung liegt. Wedekind hat noch ein paar Ecken vor sich. Keyserling will ihm zum Abschied die Hand reichen, aber Wedekind ignoriert das.

»Wer Halbes Freund ist, gilt mir als Feind«, poltert er. »Sie müssen sich entscheiden, Herr Graf. Ich oder diese Clique. Ich oder Halbe.«

Wenn aus Eduard ein Herr Graf wird, weht Wedekinds Wind sehr scharf, und wenn Wedekind nicht mehr weiß, wie er aus der Klemme herauskommen soll, in die er sich selbst manövriert hat, wird er grob. Keyserling weiß, dass Wedekind diese absurde Szene schon morgen abstreiten, vielleicht sogar bereuen wird, aber ohne eine Antwort auf sein albernes Entweder-oder wird Wedekind nicht vom Kampfplatz weichen.

»Ich weise nichts und niemanden zurück, außer viel-

leicht Whisky Soda«, sagt Keyserling deshalb diplomatisch. »Allerdings bevorzuge ich dies oder jenes, zum Beispiel Wermut.«

»Ich oder Halbe!«

Es steht zu befürchten, dass Wedekinds Geschrei die Nachbarschaft aufweckt.

»Ich schätze es nicht, wenn man mich zu solchen Entscheidungen zwingt«, seufzt Keyserling. »Und weil das Mäxchen das nicht tut, sage ich also: er! Und nun, mein lieber Frank, auf ewig lebe wohl.«

Wohl wissend, dass in Schwabing eine Ewigkeit kaum länger als vierundzwanzig Stunden dauert und schrille Töne hier schneller verhallen als anderswo, wendet Keyserling sich ab.

»Na endlich! Ist mir sehr recht!«, schleudert Wedekind ihm hinterher. »Es kostet mich nämlich Überwindung, mit Leuten zu verkehren, die so abgrundtief hässlich sind wie Sie, Herrrr Graf!«

Keyserling bleibt stehen, schaut aber nicht zurück, sondern ruft über die Schulter: »Und ich hab mir dich natürlich nur wegen deiner Schönheit ausgesucht!«

Mondlicht wirft den Schattenriss des Fensterrahmens als schwarzes Kreuz auf die Dielen. Er öffnet einen Fensterflügel, lässt den Duft der Sommernacht ins Zimmer schweben und verharret im Mondschein wie unter einer Dusche, die Wedekinds Beleidigung wegspült. Dass er keine Schönheit ist, weiß er selbst besser als jeder andere, aber die ordinäre Brutalität, mit der Wedekind ihn verbal geohrfeigt hat, kränkt ihn dennoch. In seinen jungen Jahren haben sich die Komtessen und Schlossdamen gern den Hof von ihm machen lassen, weil er unterhaltsam war, aber geliebt haben sie andere. Und weil er heute noch

klüger, unterhaltsamer und witziger als damals ist, genießen attraktive Frauen wie diese Charlotte zwar seine Gesellschaft, lassen sich dann aber von so virilen Kraftmeiern wie Corinth lieben – was noch lange nicht heißt, dass sie diese dann auch heiraten.

Zum Heiraten müssen Männer nicht schön sein.

Für einen jungen Mann, hat seine Mutter einmal gesagt, sei es gar nicht vorteilhaft, besonders gut auszusehen, weil das Äußere nur ablenke von den wahren, für eine Ehe wichtigen Werten, als da wären Herkunft und Stand, Rang und Namen, Ruhm und Reichtum. Möglichst von allem etwas, vom Reichtum auch gern etwas mehr. So dachte, so denkt man immer noch in den Kreisen, denen er längst den Rücken gekehrt hat, und dies Denken ist gar nicht so weit entfernt von Wedekinds abstruser Idee, auch den ehelichen Verkehr zahlungspflichtig zu machen. Im Übrigen, so Keyserlings Mutter, verkompliziere allzu große Schönheit das Leben nur unnötig, verleite wie eine beständige Indiskretion zu Verrat und Untreue. Und so hätte er gewiss auch eine passable Partie machen und zu einem dieser Ehemänner werden können, die sich für das unent rinnbare Schicksal ihrer Frauen halten. Hätte dann eine Baroness oder Grafentochter geheiratet, die ihn nicht geliebt, sondern nur geehlicht und dann später mit irgendeinem schneidigen Leutnant betrogen hätte, während er sich Geliebte gehalten hätte, eine Schauspielerin vielleicht, und zwischendurch immer mal wieder eine der drallen Dorfschönheiten.

Tief atmet er die Nachtluft ein, seufzt lautlos. Hätte, hätte ---. Man kann aus seinem Leben nicht immer das machen, was man daraus machen will. Meistens macht das Leben nämlich, was es will, sozusagen ungefragt.

Es ist ja alles anders gekommen. Wegen der leidigen

Affäre in Dorpat. Aber vielleicht war die Sache gar nicht dumm, sondern ein Glücksfall, das große, unverdiente Los. Wenn es Korrekturbogen des Lebens gäbe, in denen man nach Belieben die Fehler ausmerzen könnte, die man im Leben gemacht hat, oder hinzufügen könnte, was einem im Leben fehlt, wenn es also solche Fahnenabzüge eines Lebenslaufs gäbe – würde er dann die Dorpater Dummheit streichen? Wohl kaum, denn dann wäre er jetzt nicht hier als Dichter unter Dichtern, sondern säße vermutlich unglücklich verheiratet auf seinem Schloss in Kurland. Dann wäre er auch nicht nach Wien gegangen und hätte nie in die dunklen Seen jener Augen geschaut, an die Charlottes Blicke ihn vorhin erinnert haben.

Er tritt vom Fenster weg, legt sich aufs Bett, verschränkt die Arme im Nacken. Draußen rollt eine Droschke vorbei, die letzte der Nacht. Oder die erste des neuen Tags. Der träge Hufschlag auf dem Straßenpflaster wirft Echos an die Hauswände, Echos der Vergangenheit, die ihn durch die bleiche Lakenlandschaft und die wogigen Regionen des Halbschlafs zurück nach Wien tragen.

Nach einer langen, strapaziösen Reise von Dorpat über Riga und Warschau verbrachte er die erste Nacht in einem Gasthaus. In dem durchgelegenen Bett schlief er schlecht, weil der Rhythmus der Schwellen und Schienen, den die Telegrafmasten wie Taktstriche in ein ödes Gleichmaß geteilt hatten, in seinem Kopf weiterraterte und rollte. Das, vor dem er floh, lag wie ein Mehlsack auf seiner Brust, und was die Zukunft bringen würde, war ungewiss.

Wagengerassel, Stimmengewirr, muntere Drehorgelklänge, das Klingeln einer Pferdebahn weckten ihn. Sonne fingerte durch die gelben Vorhänge, Lichtflocken vibrierten über den Flor des Teppichs. Als er in die morgendliche Betriebsamkeit des Naschmarkts hinaustrat, ließ die Sonne das Straßenpflaster funkeln, den aufwirbelnden Staub glänzen, und die Kastanienbäume flimmerten wie mit Goldstaub besprüht. Die Passanten schienen alle ein Lächeln auf den Lippen zu haben. Im Schatten der Korbmarkise eines Cafés frühstückte er, und das bunte Leben und bestens gelaunte Treiben ließen die Ängste der Nacht schrumpfen wie die Haube aus Milchschaum auf der *Mélange*.

An der Straßenecke stand ein Blumenmädchen. Wenn man Zeit und Lust hat, sich eine Blume zu kaufen und sie sich ins Knopfloch zu stecken, dachte er, dann können die Sorgen nicht allzu groß sein. Er wählte sorgsam, nahm schließlich eine weiße Rose, steckte sie ins Knopfloch, und

weil das Mädchen ihn ein bisschen kokett ansah, rundete er den Preis um einen halben Kreuzer auf und zwinkerte ihr draufgängerisch zu. Ungewiss war die Zukunft immer noch, aber diese Ungewissheit erschien ihm nun hell und verlockend, eine Verheißung. Er piffte vor sich hin, wirbelte den Spazierstock durch die Luft, die Jugendstil-Nymphe locker im Griff. Mit dreiundzwanzig Jahren, dachte er, hat man ja wohl mehr Zukunft als Vergangenheit. In Wien wusste niemand, was hinter ihm lag. Niemand kannte die Schande seiner Feigheit, vor der er weggelaufen war, niemand den Skandal. Hier war er ein unbeschriebenes Blatt, das keiner Korrektur bedurfte. Hier war die Luft rein. Er atmete Freiheit.

In einer der stillen Seitenstraßen fand er das Haus, das man ihm empfohlen hatte. Er überquerte den geräumigen Hof und gelangte ins Zwielicht eines Flurs, von dem aus eine Treppe mit verschnörkeltem gusseisernem Geländer in großzügigen Schwüngen aufwärtsstrebte. Auf dem Absatz zum zweiten Stock glitt er beinahe auf einem nassen Putzlappen aus, der neben einem mit Wasser gefüllten Holzkübel lag. Erst dann sah er das Mädchen, das am Treppenpfeiler lehnte und eine Zigarette rauchte. Der graue Rock reichte kaum bis ans Knie, und aus dem Dekolleté des roten, ärmellosen, eng geschnürten Kamisols quoll es so verlockend, dass er schlucken musste, als er sie nach dem Hausmeister fragte.

Sie hob den Kopf und schaute ihn unter der schwarz gelockten, in die Stirn fallenden Mähne an. Ihre Augen waren groß, dunkel und tief, geheimnisvoll, aber nicht abweisend, ihr Blick neugierig oder fragend. Vielleicht hatte sie die baltische Mundart nicht verstanden? Er schmunzelte. Die Marjellchen nannte man hier ja Mädél.

»Was schaffen S' denn?«, fragte sie.

Er lachte. »Nein, ich bin kein Handwerker. Ich komme wegen der freien Zimmer, im dritten Stock sollen die sein.«

Das Mädchen nahm einen Zug von der Zigarette, blies mit gespitzten Lippen Rauch ins Treppenhaus und deutete mit der Hand weiter aufwärts. »Ja, dann gehn S' nur 'nauf.«

Er tippte grüßend an seine Hutkrempe und stieg weiter die Treppe hoch. Als er an der Biegung durch den Hohlraum nach unten schaute, sah er das Mädchen immer noch am Pfeiler lehnen. Sie schaute zu ihm empor, wobei ihr Busen einladend hervortrat, und so aus der Tiefe hinaufblickend erschienen ihre Augen wunderbar sehnsüchtig.

Im dritten Stock schellte er. Die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet. »Was wollen Sie?«, fragte eine mürrische Stimme.

»Ich komme wegen der Zimmer.«

»Ah! Ja dann ---«

Die Tür wurde nun von einer verschrumpelten Greisin ganz geöffnet. Das wachsgelbe Gesicht starrte von Runzeln und Pockennarben, die Äuglein glanzlos. Die Alte wirkte verwittert und verfallen, als hätten Staub und Rost an ihr genagt.

Die beiden Zimmer waren jedoch sauber und geräumig, mit hohen Stuckdecken, die Möbel recht neu, das Licht fiel durch die nach Süden weisenden Fenster und warf goldene Tafeln auf die gebohnerten Dielen. Er öffnete eins der Fenster. Unten lag der Hof in der satten Mittagssonne, gegenüber ein Café, aus dem Stimmen und das Klirren von Gläsern, Klappern von Porzellan, Klacken von Billardkugeln zu hören war. Davor stand ein Brunnen, geschmückt mit einer schlichten Skulptur der Madonna mit Kind.

Am Brunnenrand lehnte das Mädchen aus dem Stiegenhaus. Sie kehrte Keyserling ihre nackten Schultern und

die schwere Last der schwarzen Haarflut zu. Sie unterhielt sich lebhaft mit einem großen, breitschultrigen Burschen in blauem Arbeitskittel.

»Wollen Sie die Zimmer mieten?«, krächzte die Alte und nannte einen Preis, der ihm viel zu hoch vorkam.

In diesem Moment drehte sich das Mädchen um, als hätte sie seine Blicke in ihrem Rücken gespürt, sah hinauf und nickte ihm lächelnd zu.

»Ja«, sagte er entschlossen, »ich nehme sie«, und erwiderte das Lächeln.

Dann wandte er sich vom Fenster ab, zückte die Brieftasche und zählte der Alten eine Monatsmiete in die Hand.

»Wohnen Sie hier allein?«, erkundigte er sich.

»Ja, gewiss, was brauch ich denn jemand?«, sagte sie mürrisch. »Wer soll schon bei mir sein?«

* * *

Über Schwabings Dächer zieht ein zarter rötlicher Schimmer. Eine Amsel beginnt zu singen, eine andere antwortet. Irgendwo grölen letzte Betrunkene etwas von Suff und Gemütlichkeit. In einem Hinterhof kräht ein Hahn.

Über die am Abteifenster vorbeiziehende Landschaft fallen graue Schatten, und plötzlich geht ein kurzer, heftiger Sommerregen nieder, in den zuweilen die Sonne hineinscheint wie durch ein gläsernes Gitter. Schon rauscht das Schaugewölk sacht nach Süden, spannt einen Regenbogen über das silbern glänzende Band des Flusses und die Wiesen, die nach der bleiernen Schwüle der letzten Tage aufatmend dampfen. Letzte fette Tropfen auf dem Fenster werden vom Fahrtwind zu Linien und Schlieren geformt, bis sie sich wieder in Luft auflösen.

In der frischen Klarheit kommt es ihm so vor, als ob die Wiesen und Felder mit ihren Rainen, Wegen und Zäunen, die vereinzelt Schober und Gehöfte gar nicht vorbeiziehen, sondern sich um ein fernes Zentrum drehen, von dem sich nicht sagen lässt, ob es wirklich existiert oder nur eingebildet ist. Um diese Achse kreisen die Dinge, bilden einen Strudel, in dem sich alle Konturen verflüchtigen, auflösen zu farbigen Strichen und Punkten.

Er zwinkert, wischt sich mit den Zeigefingerknöcheln durch die Augenwinkel, schüttelt den Kopf, als könnte er so seine Wahrnehmung zurechtrücken. Wenn er nach dieser kleinen Sommerreise wieder in München sein wird, muss er wohl erneut beim Augenarzt vorstellig werden, obwohl er längst ahnt, dass gegen seine schleichende Erblindung kein Kraut gewachsen und kein Brillenglas zu schleifen ist.

Kurz hinter Starnberg öffnet sich das Seepanorama. Die sinkende Sonne legt eine Glutspur aufs Wasser, gekreuzt

von der Kiellinie eines weißen Raddampfers. An den Ufern wachsen grüne und blaue Schatten wie Rahmen eines Bildes, und am südlichen Horizont ragt das ungeheuerliche Relief der schneebedeckten Alpengipfel auf. Als würden die Dinge nun die Farben ausatmen, die der Tag ihnen eingehaucht hat, verschwimmen sie zu schwankenden Linien über dem tiefer werdenden Silberblau des Wassers.

Am Tutzingener Bahnhof, der wie eine toskanische Villa aussieht, muss Keyserling für die letzten paar Kilometer in die Kochelseebahn umsteigen. Am Bahnsteig sieht er zu, wie aus dem Güterwagen Gepäck und Post umgeladen werden. Sein Koffer, den er in München aufgegeben hat, ist auch dabei. Leben und reisen die Menschen nicht wie die Pakete und Koffer? Ein jeder gut verpackt und versiegelt, mit einem Ziel und einer Adresse versehen. Was drinsteckt, weiß keiner vom anderen. Wir wissen nur, dass wir eine Strecke miteinander reisen, und dann trennen sich unsere Wege wieder. So ist er auch ein Weilchen mit Vroni durch Wien gereist.

Und sind Reisetaschen nicht wie gewisse Damen? Je teurer, desto eher kommen sie einem abhanden. So wie ihm Ada von Cray abhandengekommen ist, damals in Dorpat. Gott, ja, das sind so Metaphern und Vergleiche, die er irgendwann in die Geschichten einspinnen wird, die ihm im Kopf herumspuken. Heute Abend wird er sich Notizen machen, wie sich das für einen Dichter gehört.

»Vorsicht am Bahnsteig!« Der Bahnhofsvorsteher hebt seine Kelle. »Der Zug fährt ab!«

Ein schriller Pfiff aus der Trillerpfeife. Die Lokomotive dampft, zieht zischend und fauchend an. Kaum zehn Minuten später erreicht der Zug Bernried.

Außer Keyserling steigt niemand aus, und es steigt auch niemand ein. Die Blätter der Linden um das Stationsge-

bäude sind blank und tropfen noch. Auch hier ist ein Schauer durchgezogen. Ein barfüßiger Junge treibt eine Gänseschar über den nassen Bahnsteig. Ein Hund schleckt Wasser aus einer Regenpfütze. Es riecht nach feuchtem Laub und süßlichen Lindenblüten. Am Zaun stehen ein paar Kinder und bestaunen die Lokomotive, ein Rauch und Feuer speiendes Fabeltier.

An der Gepäckausgabe erwartet ihn wie verabredet Louise Halbe. Für seinen Koffer hat sie einen Bollerwagen mitgebracht. Er fasst den Griff mit der rechten, sie mit der linken Hand, und so ziehen sie dann im Gerumpel der eisenbeschlagenen Holzräder durchs Dorf. Solche Wägelchen gab es auch in seiner Kindheit. Mit seinen Geschwistern und den im Sommer zu Besuch kommenden Vettern und Cousinen spielten sie Kutschfahrten, Eisenbahn, Heuwagen oder Kartoffelfuhren. Die Kinder der Landarbeiter und Bauern spielten nicht mit, weil sie bei der Ernte mitanpacken mussten.

Das Haus, das die Halbes während der Sommersaison mieten, gehört dem Schriftsteller Karl Tanera, der sich wieder einmal auf einer seiner Weltreisen befindet, über die er dann ein weiteres seiner vielen Bücher schreiben wird. Im Sommer ist hier also Max Halbe der Herr im Haus, und so steht er auch am Eingang, breitbeinig und selbstbewusst, die Hände in den Hosentaschen, mit künstlerisch offenem Hemdkragen und aufgekrepelten Hemdsärmeln. Er nimmt eine glühende Zigarre aus dem Mund und schüttelt Keyserling kräftig die Hand.

»Willkommen im Bienenstock der Boheme.«

Bereits eingetroffen, aber jetzt zur blauen Stunde auf einer Promenade am See ist Lovis Corinth mit Charlotte Berend. Keyserling bezieht in der ersten Etage das kleine

Zimmer, Wand an Wand zu Corinths Schlafräum. Das Ehepaar Holm wird erst nächste Woche erwartet, und auch der Komponist Hans Richard Weinhöppel hat sein Kommen avisiert. Sie werden dann im zweiten Stock untergebracht. Und gelegentlich wird Alfred Kerr von Seeshaupt hochrudern, und Paul Cassirer will auch vorbeischaun. Es wird also wieder mal eng werden in Taneras Haus.

»Eng ist gemütlich«, findet Louise.

»Und was ist mit Frank?«, erkundigt sich Keyserling.

»Der Herr Wedekind«, sagt Halbe mit ironischer Betonung, »hat seit seinem Auftritt in der *Dichtelei* nichts mehr von sich hören lassen. Wenn er sich dennoch die Ehre geben sollte, steht ihm die Dachkammer zur Verfügung.«

Vom Balkon seines Zimmers kann Keyserling den See blinken sehen, dessen Ufer zwei-, vielleicht dreihundert Schritte vom Haus entfernt ist. Er packt seinen Koffer aus und kleidet sich um, zieht einen legeren elfenbeinfarbenen Leinenanzug an, der an manchen Stellen schon leicht abgetragen ist, darunter ein kragenloses weißes Hemd. Sommergarderobe.

»Edchen!«

Er tritt auf den hölzernen Balkon hinaus. Halbe steht im Garten und winkt ihm zu. »Komm zu Tisch!«

Zum Essen haben sich auch Lovis Corinth und seine Verlobte eingefunden. Der massige, breitschultrige Mann mit dem mächtigen Schädel und herunterhängendem Tatarschnauzbart strahlt eine bärenhafte Grazie aus, drollig und zugleich imponierend. Neben ihm wirkt die einen Kopf kleinere, aber keineswegs zierliche Charlotte Berend fast zerbrechlich – ein ungleiches Paar, das sich wohl eben deshalb zueinander hingezogen fühlt.

Bei ihrem Spaziergang am Seeufer haben sie von einem Fischer geräucherte Forellen gekauft. Die gibt es nun

zu Salat und Brot, das Louise frisch gebacken hat. Halbe und Corinth trinken Weizenbier, die Damen und Keyserling halten sich an Riesling. Man nimmt am Gartentisch Platz, über den letztes blutrotes Abendlicht flutet. Eine auffrischende Seebrise zerrt am Tischtuch und an den Servietten und lässt weiter hinten im Garten die Laken auf der Wäscheleine geisterhaft flattern. Das macht die Gesellschaft für eine Weile einsilbig, als wäre man nicht ganz unter sich, als mischte sich der See mit sanfter Nachdrücklichkeit ins Gespräch ein. Als der Wind einschläft und die Dunkelheit durch den Garten schleicht, werden Kerzen und zwei Petroleumlampen entzündet, und das Geplauder erwacht wieder zu Munterkeit.

Unter dem Tisch lauern zwei Katzen auf ihren Obolus. Corinth wirft ihnen Forellenskelette hin. »Vorhin, als das Petermannchen und ich die Forellen gekauft haben«, erzählt er, »hab ich die Netze gesehen, die da zum Trocknen aufgehängt sind. Das hat mich an die Kunst und die Künstler erinnert. Versteht ihr?«

Die Runde schaut einigermäßen ratlos drein. Charlotte stößt ihn an, lacht. »Nein«, sagt sie, »das verstehen wir nicht.«

»Das Netz«, sagt Corinth bedächtig, »ist wie der Kunstmarkt. Die kleinen Fische schlüpfen durch die Maschen. Aber die bedeutenden, die dicken Fische sozusagen, die bleiben im Netz, kommen auf den Markt und erzielen gute Preise.«

»Na ja, mein Lovischen«, meint Charlotte, »dick genug bist du ja allemal.« Sie legt die Hände auf seine Wangen und gibt ihm einen Kuss.

Dann greift Max Halbe zu einem Manuskriptstapel und zieht eine der Lampen dichter zu sich heran. Was das bedeutet, weiß Keyserling genau. Alle am Tisch wissen es. Das Genie kennt weder Rast, Ruh noch Urlaub. Das

Mäxchen wird vorlesen, und wer zur Sommerfrische unter seinem Dach verweilen will, ist zwar herzlich willkommen, muss aber wohl oder übel durch diese enge Pforte. Es ist ein Drama. Was sonst? Er räuspert sich. Liest. Anfangs stockend, dann sicherer, schließlich, mit vor Ergriffenheit bebender Stimme, liest er von Heimattreue, von schollenanhänglicher, preußisch-deutscher Gutmütigkeit, die mit fremdwesiger Verschlagenheit ringt, von kerniger Gradheit im Kampf gegen slawische Heimtücke, von den unverwüstlichen Erbstücken germanischer Artung. Für das der Vollendung entgegenstrebende Werk fehlt noch ein Titel. Ob jemand am Tisch, Halbe blickt über den Rand seines Kneifers erwartungsfroh in die Runde, einen Vorschlag habe?

Keyserling kann das Lachen nur zurückhalten, indem er sich gelegentlich auf die Unterlippe beißt. Er versteht, dass Halbe mit dieser Scharteke seine Freunde zufriedenstellen und seinen Feinden, den Kritikern, ein für alle Mal das hämische Maul stopfen will. Aber dieser Schuss, fürchtet Keyserling, wird nach hinten losgehen und Max selbst treffen. Sagen muss er jetzt trotzdem etwas, irgendetwas Aufmunterndes, und so sagt er dann: »Enorm, Mäxchen, ganz enorm.«

»Dolle Sache«, meint Corinth. »Doch, doch ---«

»Kraftvoll«, findet Louise die Worte ihres Manns.

»Nenn es einfach ›Rosenhagen‹«, sagt Charlotte. »So heißt im Stück doch der Gutshof.«

»Genial«, sagt Halbe. »Einfach nur ›Rosenhagen‹. Das ist ja ganz groß. Dass ich da nicht längst drauf gekommen bin ---«

Fürs Erste wird der Geniestreich mit Bier und Wein vom Tisch gespült. Zu späterer Stunde kommt dann die Rede auf Karl Tanera, den weltreisenden Hausbesitzer.

1870/71 hat er am Krieg gegen Frankreich teilgenommen und über seine Erlebnisse ein Buch geschrieben, *Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers*, und damit viel, sehr viel Geld verdient.

»Daran könnt ihr armen Poeten euch mal ein Beispiel nehmen«, sagt Louise. »Geht zum Militär und erzählt den Leuten, wie schön es im Krieg ist. Preußens Gloria. Und das ganze Hauen und Stechen und Schießen. Dann könnt ihr euch auch eigene Häuser am See leisten und auf Weltreisen gehen.«

»Dann müsst ihr uns aber mitnehmen«, sagt Charlotte, »nach Amerika, nach Afrika und China. Ach ja, schön wär's.«

»Mit dem Militär hab ich's leider nicht so, werte Lotte.« Keyserling trinkt einen Schluck Riesling, nimmt eine Zigarette aus der Silberdose, lässt sich von Halbe Feuer geben, bläst Rauch in den Lichtkegel einer Petroleumlampe. »Ich habe mir manchmal vorgestellt, vor einem Kommandierenden strammstehen zu müssen, und der schnauzt mich natürlich an. Und ich sage dann statt ›Zu Befehl‹ nur ›Kikeriki‹, einfach nur ›Kikeriki‹.«

Gelächter. Nur Halbe runzelt die Stirn, weil er Respekt vor allem Militärischen hat.

»Nichts für ungut, Mäxchen«, sagt Keyserling deshalb besänftigend, »aber vom Militär hat mir schon mein Vater abgeraten. Bloß keine Offizierslaufbahn, hat er immer gesagt. Dann wirst du bald Leutnant, und ein Leutnant tut im Dienst, was alle anderen Leutnants auch tun. Und wenn sie nach Dienstschluss mit den Damen flirten, sagen sie auch alle das Gleiche. Und am Ende kommt der Zar noch auf die Idee, einen Krieg zu führen, in dem unser-einer und die anderen Leutnants und all die armen Kerle sich totschießen lassen müssen. Gott bewahre, das kommt

ja gar nicht infrage. Staatsbürgerschaft hin, Adelsprivileg her – was geht uns Russland denn eigentlich an?«

Dann schweigt er. Alle sehen ihn gespannt an. Keyserling weiß, dass sie jetzt gern mehr aus seiner Jugend hören würden und besonders neugierig auf seine Studienzeit und die Jahre in Wien sind, weil sie dort Geheimnisse und Skandale vermuten, die ins Licht zu heben er fürchtet. Ebendeshalb spitzen alle die Ohren, wenn er Bruchstücke aus seinem früheren Leben preisgibt. Aber er nickt nur vor sich hin, als wollte er die Erinnerung an seinen Vater vor sich selbst beglaubigen. Und schweigt.

»Besonders militärisch siehst du ja nun auch beileibe nicht aus, Edchen«, bemerkt Halbe.

Corinth legt den Kopf schief und mustert Keyserling mit leicht zusammengekniffenen Augen, so durchdringend und scharf, wie ein Jäger das Wild anvisiert, das er erlegen will.

Keyserling grinst. »Willst du mich etwa ausmustern?«

»Ich will dich malen«, sagt Corinth.

»Kommt nicht infrage!«

»Und wenn ich dich darum bitte?«

Keyserling winkt ab. »Mal lieber dein Petermannchen. An der ist mehr dran.«

Corinth lacht dröhnend, legt den Arm um Charlottes Schulter. Beschützend? Besitzend? Sie wirft Keyserling einen langen Blick zu aus ihren großen Augen, diesen dunklen Wiener Augen.

Ihn malen? Ach Gottchen, so weit kommt es noch! Was ihm der Spiegel täglich zeigt, kennt er ja selbst zur Genüge, aber wer weiß, was das Lovischen noch alles zutage fördern würde. Es ist, zugegeben, schmeichelhaft, wenn anerkannte Künstler ihn porträtieren wollen, aber vor dem

Resultat, auch das zugegeben, fürchtet er sich. Er dreht den Docht der Öllampe auf dem Nachttisch herunter. Durchs geöffnete Fenster fluten Gerüche und Geräusche der Nacht. Bittersüße Düfte von Blüten und Blättern und Hecken, Röhrlicht, Seerosen und anderen Wasserpflanzen. Der Lockruf eines Vogels. Im Dunkeln knistert und flüstert es von überall. Das Lachen einer Schnepfe. Zwei Käuze, die einander zurufen, leidenschaftlich und klagend. All das atmet heimliche Brunst.

Weniger heimlich ist jedoch das, was nun durch die dünne Wand vom Nebenzimmer dringt. Ein Kichern, unterdrücktes Juchzen und Keuchen, zu deutlich, um diskret überhört werden zu können. Etwas poltert auf den Holzboden. Ein Stuhl? Ein Koffer? Es geht ihn nichts an, aber dem Klatschen und Grapschen, Gekicher und Gejacher ist die Wand nicht gewachsen. In der Dunkelheit ziehen vor seinem geistigen Auge gewisse Gemälde vorbei, auf denen Corinth mit überaus erotischem Blick allerlei Damen dargestellt hat. Da gibt es dralle Schenkel *en gros* und wippende Brüste *en masse*, und manche Modelle gleichen nicht mehr ganz jugendlich-taufrischen Salondamen, denen man am liebsten schnell einen Morgenmantel reichen möchte. Wenn diese Grazien, deren üppige Formen oft übers Graziöse hinausquellen, auch nur mit einem Hauch von Kleidung, mit einem Schal, einem Tuch, einem Schleier drapiert wären, stünden beziehungsweise lägen sie viel erregender da, wirkten gewissermaßen nackter als in ihrer krassen Entblößung. Über Geschmack lässt sich streiten, doch »gut gemacht« sind diese Sachen allemal, technisch beeindruckend, gemalt von Meisterhand. Nackte Haut wirkt da manchmal wie ein lichtdurchlässiges, flimmern-des Fluidum – eine Art Freilichterotik, in der das Nackte zum Signum malerischen Könnens geadelt wird.

Charlotte, deren schneller gehenden Atem Keyserling nicht ausblenden kann, hat Corinth noch nicht gemalt, oder wenn doch, behält er die Reize seines Petermannchens eifersüchtig für sich. Vorerst jedenfalls. Aber eines Tages wird er diese Schönheit in Bildern öffentlich machen und erfolgreich verkaufen.

Veronika, genannt Vroni, war knapp achtzehn Jahre alt und die Tochter des Hausmeisterehepaars. Wenn Keyserling ausging und ihr im Treppenhaus oder auf dem Hof begegnete, erwiderte sie seinen Gruß und sein Lächeln, schlug dann aber schnell den Blick nieder, als hätten ihre Augen ihm zu viel versprochen, als er sie bei seinem Einzug zum ersten Mal gesehen hatte. Manchmal stand sie plaudernd und lachend mit dem jungen, sehr gut aussehenden Burschen im blauen Arbeitskittel zusammen, und dann tat sie so, als bemerkte sie Keyserling nicht. Einmal saßen sie an einem der Cafétische auf der gegenüberliegenden Straßenseite, und der Bursche hatte eine Hand auf ihre Hand gelegt. Offenbar waren die beiden ein Paar. Plötzlich verschwand der junge Mann jedoch von Haus und Hof, und nachdem er sich zwei Monate lang nicht mehr hatte blicken lassen, fasste Keyserling sich endlich ein Herz und sprach Vroni auf der Treppe an, ob sie nicht mit ihm in den Prater gehen wolle.

Sie errötete, lächelte, schien einen Moment nachzudenken, nickte.

»Heute Abend?«, fragte er.

Wieder nickte sie wortlos und lief dann hastig die Treppe hoch, als flöhe sie vor ihm.

»Drei viertel acht«, rief er ihr nach, »am Portal!«

Sie erschien pünktlich, fest in ein flaschengrünes Um-schlagtuch gehüllt, einen Strohhut kess aufs volle Haar gedrückt. Sie gingen eine Weile schweigend und beklommen

nebeneinanderher. Dann hakte sie sich plötzlich bei ihm unter.

»Sagen Sie, Herr von Keyserling, man munkelt, dass Sie ein russischer Graf sind. Ist das wahr?«

»Nein, nein«, sagte er. »Ich komme aus Kurland.«

»Aber doch ein Graf?« Sie sah im Schein der Gaslater-
nen zu ihm auf. In ihrem Blick lag etwas Hoffnungsvolles.

Das wollte er nicht zerstören. Also nickte er und ärgerte sich sofort über sich selbst. Er hatte sich vorgenommen, ohne den Grafen auszukommen, weil der Titel im titelnährischen Wien die Leute zu Schmeicheleien und Unterwürfigkeit verführte und manche Frauen zutraulicher werden ließ, als man es ihnen je zugetraut hätte.

»Und was tun Sie dann in Wien? Und bei uns im Miets-
haus? Das ist doch kein Quartier für einen Grafen.«

»Ich studiere an der Universität«, sagte er. »Kunst-
geschichte, Philosophie, was man halt so studiert. Und
schreibe Artikel für eine Zeitung. Feuilletons.«

»Ach ja, soso ---« Sie nickte halb zweifelnd, halb ver-
ständnisvoll.

Dass er literarische Ambitionen hegte, Skizzen für The-
aterstücke und kleine Geschichten schrieb, behielt er lie-
ber für sich. In Wien wimmelte es von Poeten und solchen,
die es werden wollten oder sich dafür hielten. Und süße
Mädel wie Vroni kannten diese Genies gewiss zur Genüge.
Wien war auch die Stadt der pensionierten Schriftsteller
und Künstler. Hatte einer der Gesellschaft oder Klasse, der
er angehörte, alles gesagt, was er zu sagen hatte, dann ging
er nach Wien, setzte sich im Kaffeehaus demütig an den
Tisch der jungen Debüttrakteten, zehrte von seinem Ruhm-
vorrat, lauschte der ewigen Klaviermusik und erinnerte
sich an seine Kindheit.

»Studieren tun Sie also?« Vroni fand derlei offenbar

nicht standesgemäß. »Muss ein Graf denn nicht, wie sagt man das ---? Herrschen?«

Er lachte. Statt einer Antwort fragte er, als sie die hell erleuchteten Budengassen erreichten: »Gehen Sie öfter in den Prater?«

»Zuweilen schon.«

»Allein? Oder mit dem jungen Mann, mit dem Arbeiter, mit dem Sie manchmal ---«

»Der Poldi?« Vroni zuckte wegwerfend die Achseln und verzog den Mund. »Nein, mit dem Poldi geh ich nicht mehr.«

Im Glanz der Gaslichter und Spiegel huschten wunderliche Gestalten vorüber, Wachsfiguren mit rosa Wangen, ein Äffchen mit Bastrock neben einem Kakadu, ein Kerl mit mehlweiß gepudierter Visage und kirschrot geschminkten Lippen. Schimmernd und flimmernd kreisten die Ringelspiele und Karussells um sich selbst wie geisterhaftes Spielzeug, das ein Riesenkind verloren hatte in der Nacht, die ringsum schwarz und still dalag. Da es ein Wochentag war, trieb sich im Prater nur wenig Volk herum, stellunglose Dienstmägde, Soldaten auf Urlaub, Verkäufer, angetrunkene Corpsstudenten, Straßendirnen, Handwerker und Ladendiener, die ihren Feierabend verbummelten.

An einem Karussell stieg Vroni mit ernster Miene auf ein rotes Holzpferdchen. Sie war die Einzige, und der Besitzer schien sich zu wundern, dass überhaupt jemand fahren wollte. Die Drehorgel setzte mit einem schnarrenden Walzer ein, und im Dreivierteltakt drehten sich die Pferde und Wägelchen mit ihren Gläsern und Perlquasten und dann und wann sogar ein weißer Elefant. In der leeren Ödnis des Werktagsendes wirkte das alles sinnlos, billig, schal. Was tat er hier eigentlich? Vroni huschte an ihm vorüber.

Der Strohhut war ihr in den Nacken gerutscht. Eine Haarsträhne flatterte schwarz über ihre Stirn. Sie lachte und winkte ihm zu. Ja, warum nicht? Die süße Unkompliziertheit würde ihn befreien von den schmerzenden Verstrickungen der Vergangenheit. Wieder rauschte Vroni heran. Die Zügel hatte sie losgelassen und die Arme über der Brust gekreuzt. Das Gesicht war gerötet, mit der Zungenspitze fuhr sie sich über die geöffneten Lippen, die Augen blickten schwarz und fast wild zu ihm hin. Ihm wurde schwindlig vom sich vorüberdrehenden Glanz dieser Augen.

Endlich sprang Vroni von ihrem Pferdchen ab. »Jetzt gehen wir weiter«, beschloss sie. »Hier gibt's auch ein Ringelspiel mit Eisenbahnwagen, und da drüben den Irrgarten und die Schiffschaukel und dann dort ---«

Gott, ja, dachte er, sie ist ja noch ein Kind. Aber als sie sich an ihn schmiegte, fühlte sie sich wie eine Frau an.

In einer Tanzdiele spielte eine Militärkapelle. Sie nahmen im Garten unter einem Ahornbaum Platz und tranken blaufränkischen Landwein. Dann tanzten sie, und dabei presste Vroni ihren Körper an seinen, bog den Kopf zurück und sah ihm unverwandt in die Augen. Sie tranken mehr Wein, wurden mit jedem Schluck einsilbiger, gingen schweigend durch die stille, dunkle Allee heimwärts, ihre linke Hand in seiner rechten, und seine linke Hand umfasste die von Lotosblüten umkränzte Jugendstil-Nymphe.

In seinem Zimmer setzten sie sich aufs Bett. Durch die Vorhänge drang der Schein der Hoflaterne und warf einen zitternden Lichtfinger gegen die Zimmerdecke. Es fing zu regnen an, plötzlich und heftig. Sie kleidete sich ruhig, fast sachlich aus, als wollte sie ihm einen selbstverständlichen Dienst erweisen. Der Regen strömte, prasselte gegen die Fensterscheiben, verebbte.

»So, ja ---, gut ---«, flüsterte sie. »Ich gehöre jetzt Ihnen, nicht wahr?«

Er zuckte zusammen. Genauso gut hätte sie sagen können: Jetzt musst du mich heiraten. Er gab keine Antwort. Begehren, dachte er, heißt Habenwollen, und es endet immer mit dem Gehabthaben. Einzig mit Ada war das anders gewesen, und indem er Vroni im Arm hielt, sehnte er sich zurück nach Dorpat, nach Ada von Cray, zurück ins für immer Verlorene.

Dann wurde alles still. Die Lippen halb geöffnet, atmete sie tief, auf dem Gesicht einen ernsten, besorgten Ausdruck, als seien Liebe und Schlaf eine Arbeit.

Im Nebenzimmer ist es still geworden. Im Garten schrillen die Heimchen. Es klingt metallisch, als feilten winzige, fleißige Hände an den märchenhaft feinen Ketten, mit denen das Heute ans Gestern gebunden ist. Wie ein Echo aus Kindertagen, wenn in den langen, hellen Nächten die Nanny das Märchenbuch zuklappte und ihm den Gutenachtkuss auf die Stirn hauchte. Das Kindermädchen, das er so geliebt hat --- Wie war ihr Name? Christina? Karina? Und dann verklangen auch die Stimmen der Abendgesellschaft, und ins Zimmer schwebten nur noch die sommer-schweren Gerüche und Geräusche des Schlossparks. Zwischen träge ziehenden Wolken geisterte der Mond umher. Sein Licht kam und ging, als liefе jemand mit einer flackernden Kerze eine endlose Fensterreihe entlang. Oder als würden in einem dämmrigen Korridor Türen zu hell erleuchteten Räumen auf- und zugemacht.

So, denkt er, während der Schlaf sich sanft auf ihn legt, geht es auch mit unseren Erinnerungen. Aus den dunkler werdenden Fluren des Vergessens blitzen sie auf, plötzlich und unerwartet, doch kaum hat man einen Blick auf sie geworfen, fällt die Tür wieder zu und man tastet sich weiter. Man kann diese Lichtblicke aber einsammeln, wenn man sie notiert. Dabei geht einem dann manchmal das sprichwörtliche Licht auf. Es strahlt zwar nicht mehr die Jungfräulichkeit des wirklich gewesenen, lebendigen Augenblicks aus, ist aber doch eine Laterne, deren Schein verzaubernd und tröstlich sein kann.

In der farblosen Durchsichtigkeit der Morgendämmerung wecken ihn Vogelstimmen. Zum Wiedereinschlafen ist es zu spät und zu hell, fürs Frühstück viel zu früh. Im Nebenzimmer schnarcht Corinth in tiefsten Tönen. Wie hält Vroni das aus? Vroni? Ach nein, sie heißt ja Charlotte ---

Er kleidet sich an, notiert sich ein paar Stichworte zu dem, was ihm gestern beim Einschlafen durch den Kopf gespuckt ist, und verlässt auf Zehenspitzen das Haus. Vorbei an der ehrwürdigen Stille des Klosters Bernried schlenkert er hinunter zum Seeufer, passiert den Bootsschuppen und spaziert bis ans Ende des Holzstegs, wo für tollkühne Schwimmer ein paar grobe Treppensprossen ins Wasser führen.

Im Osten streicht die Morgenröte mit Rosenfingern übers schläfrige Grün des Waldrands. Durch den glas hellen Himmel treiben letzte Nachtwolken, schmal und lang gestreckt wie Hechte, die in einem blassrosa Meer schwimmen. Die Farben des Sees wandeln sich zusehends von Grau über Silber zu Blau, der Wasserspiegel ist voll harter, sich in der Morgenbrise wiegender Lichter. Aus dem schwankenden Röhricht streicht mit schweren Flügelschlägen ein Reiher ab.

Zwischen Schachtelhalmen, Seerosen und Rohrkolben paddeln träge Wildenten. Ihr Anblick versetzt ihn schlagartig ein Vierteljahrhundert zurück in die letzten Ferien vor seinem Abitur, zurück in den großen, schwülen Sommer am kurländischen Usma-See, zurück zu jener Entenjagd, die er nie vergessen wird. Er hatte schon mehrere Enten erlegt und aus dem Wasser ins Boot gezogen, als ihn plötzlich ein wunderliches, unbekanntes Gefühl überkam. Er sah auf die toten Vögel, die im Boot lagen, auf die schlaff gebogenen Häuse, auf das geronnene Blut und die toten Augen. Der zuletzt geschossene Erpel reckte noch

in matter Hilflosigkeit die Beine, und ein Zucken schüttelte seinen Körper, bis er regungslos liegen blieb. Das empfand Keyserling als so unsagbar traurig, dass es ihm die Kehle zusammenschnürte und er nur mit Mühe die Tränen unterdrücken konnte. In dem Augenblick wusste er, dass eine Welt, in der die Jagd eine selbstverständliche Tradition war, nicht seine Welt sein konnte, dass er für ein Leben, das bedenkenlos Leben nahm, nicht gemacht war. So eine Welt hätte er vielleicht malen können, wenn er künstlerisches Talent gehabt hätte. Aber vielleicht, hatte er gedacht, konnte er so ein Leben beschreiben. Denn der junge Mann, der er damals war, verspürte durchaus literarische Neigungen – Flausen, nannte sein Vater dergleichen. Der alte Graf tolerierte sie nur, wenn auch widerwillig, weil er Lesen und Schreiben für Zeitverschwendung der lässlichen Art hielt, da sie niemanden störte. Störend war eher eine seiner acht Töchter, die Opersängerin werden wollte, im elterlichen Schloss jedoch nur außer Hörweite des Alten singen durfte. Keyserling hatte jedenfalls schon früh Interesse fürs Literarische gehegt, insgeheim auch fürs verlockend lockere Leben der Boheme, nur wusste er damals noch nicht, ob er auch Talent dazu hatte.

Weiß er es denn jetzt? Über das, was ihn mehr und mehr beschäftigt, die Erinnerungen an Menschen, die seine Wege gekreuzt haben, an eine Welt, mit der er endgültig gebrochen hat, an eine Zeit, die unwiederbringlich verloren ist, hat er bislang kaum etwas zu Papier gebracht. Es kommt ihm so vor, als hätte er noch gar nicht richtig begonnen, als läge sein eigentliches Werk noch vor ihm. Die traurige Sache mit der Entenjagd, aber auch die unfreiwillige Komik der zum Schweigen verdammt Sängerin wird er sich jedenfalls notieren, sobald ---

»Guten Morgen, Herr ---, ich meine, guten Morgen, Eduard!« Eine ausgeschlafene, frische Stimme.

Er dreht sich um. Charlotte. Sie trägt einen Badeumhang, hält ein zusammengerolltes Handtuch unterm Arm und ist barfuß. Ihre leichten Schritte auf den Planken des Stegs hat er nicht gehört.

»Ja, guten Morgen, du Schöne. Küß die Hand.«

Sie lächelt ihm zu. »Was für ein herrlicher Tag.«

»In der Tat. Das ist hier so das allmorgendliche Farbenspektakel. Eine hygienische Maßregel sozusagen. Die Natur wird ganz rücksichtslos mit all diesem Rosa und Silber und Gold überschüttet. Das soll wahrscheinlich anregen, wie die Morgendusche oder der Morgenkaffee.«

Sie lacht ihr helles Lachen. »Und ich werde jetzt ein Morgenbad nehmen.«

»Nur zu, Kindchen.« Er schmunzelt. »Der See wird dir gut stehen.«

»So früh am Morgen und schon so ironisch«, sagt sie.

»Nun ja.« Er nickt. »Manchmal ist Ironie auch nur Neid gegenüber dem, der es besser kann. Oder schöner ist.«

Wieder lacht sie. »Jetzt musst du dich aber mal umdrehen. Und die Augen zumachen. Wenn ich rufe, darfst du wieder herschauen.«

»Schade, schade«, sagt er, wendet sich aber folgsam ab und hält demonstrativ die Hände vor die Augen. Er hört das sanfte Plätschern ihrer Füße auf den ins Wasser führenden Sprossen, dann lauterer Platschen und Klatschen.

»Kannst die Augen wieder aufmachen!«, prustet sie.

Als er hinschaut, schwimmt sie, schon einige Meter vom Steg entfernt, zwischen weiß und violett blühenden Seerosen in den See hinaus, als sei sie zurückgekehrt in eine Heimat aus Wasser und Licht. Er sieht ihr nach, dem weißen Körper, den der See wie eine Geliebte sanft umarmt.

Damals, nach der Entenjagd, hatte er mit seinen Freunden noch im See gebadet. Das Wasser war lau wie warme Milch, als er langsam ins Lichtflimmer hineinschwamm. Die Traurigkeit, die ihn angesichts der erlegten Enten überkommen hatte, war fort. Ein starkes, stilles Glücksgefühl wärmte ihm die Glieder, das Gefühl, am Leben zu sein und noch sehr viel Leben vor sich zu haben. Er ließ sich auf dem Rücken treiben, wollte sich wohlig und träge vom Wasser wiegen lassen. Libellen setzten sich auf seine Brust, Wasserpflanzen kitzelten mit dünnen, glitschigen Fingern seine Haut. Über ihm flatterten Enten, schnatterten, als machten sie ihm Vorwürfe. Recht hatten sie. Plötzlich kam er nicht mehr vorwärts, war verstrickt in ein Netz aus Wasserrosen, Binsen und Froschlöffeln, sank unter die Oberfläche, kam spuckend und keuchend wieder hoch, wurde erneut hinabgezogen, als wären die glatten Stängel Hände und der stille See ein rasender Strudel, dachte, nun komme das Sterben, die Rache der Natur für das, was er den Enten angetan hatte --- aber dann spürte er, wie ihn plötzlich jemand am Arm packte, unter die Achseln griff, hochriss und aus dem Geflecht zog. Als er Grund zum Stehen fand, stützte sein Freund Moritz ihn, bis er am Ufer war, wo er keuchend nach Atem rang und sich ins Gras legte. Die Enten schnatterten böse und wild.

Er hört, wie sein Name gerufen wird. Charlotte. Sie schwimmt hundert Meter vom Steg entfernt im Silberblau, reckt einen Arm in die Luft, winkt ihm zu und schwimmt dann mit kräftigen Zügen zurück. Diskret dreht er ihr wieder den Rücken zu und stellt sich vor, wie sie nun die Sprossen erklimmt, nackt wie ein Finger. Weil ihre Augen ihn an Vronis Augen erinnern, denkt er sich ihren Körper wie Vronis Körper.

»Brrr ---«, schnaubt sie leise.